

Die Kewewest

Nr. 49

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Die Brüder.

Erzählung von Hermann Sorn.

(Fortsetzung.)

Max klappte Staffelei und Rahmen zusammen und ging in den Speisesaal, um zu essen. Er suchte auf der Karte nach seinen Wünschen. Heute kam Marie jedoch nicht zu ihm, wie sonst, und da er nicht drängen wollte, wartete er lange vergeblich, um dann am Ende selbst in die Küche zu gehen. Dort waren die Tante, Marie und der Augsburger-Berliner in eifriger Unterhandlung. Es fiel ihm auf, daß man schwieg, als er eintrat, aber er schenkte dem in seiner Unerfahrenheit keine Bedeutung und bat, ihm eine bestimmte Speise zu bringen. Doch nicht von Marie ward ihm aufgetragen, sondern von der Köchin.

„Wo ist Fräulein Marie?“ fragte er in plötzlicher, ausbrechender Angst.

„Die hat keine Zeit,“ erwiderte das Mädchen gleichgültig.

Da schob er seinen Teller von sich, und nun sah er auch, wie Marie in der Stube an ihm vorüberging, als sei er Luft. Essen konnte er jetzt nicht mehr, er mußte nur beständig grübeln über ihr Benehmen, ohne über den Gedanken hinauszukommen: Was sie nur hat?

Heute, als an einem Feiertage, schloß man den Speisesaal sehr früh, und er mußte, da man ihn nicht zum Bleiben aufforderte, zeitig gehen. Draußen auf dem kurzen Gange vor der steilen Treppe begegnete er ihr. Sie trug die Flurlampe in der Hand und einen gefüllten Teller, und das Licht beleuchtete ihr ernstes Gesicht.

„Fräulein Marie,“ sagte er, „habe ich Ihnen etwas gethan?“

„Nicht daß ich wüßte,“ antwortete sie kalt, und dann fügte sie hinzu: „Gute Nacht, Herr Breitenbach,“ und ließ ihn stehen.

Jetzt hatte er an nichts mehr Freude, und seine Staffelei und den Malkasten unter dem Arm, ging er traurig nach Hause.

Die ganze Nacht fand er fast keinen Schlaf. Immer sah er sie mit der Lampe, die sie so wunderbar beleuchtete; und wenn er zu ihr kam und sie fragte:

„Ja, kennen Sie mich nicht?“ dann antwortete sie stets: „Nicht daß ich wüßte. Gute Nacht, Herr Breitenbach.“ Und diese Erscheinungen drängten sich aufeinander wohl in die hundertmal, und jedesmal hatte sich ihre Gestalt dabei verändert, und jedesmal ward ihr: „Nicht daß ich wüßte. Gute Nacht, Herr Breitenbach!“ schärfer und zischender, und jedesmal legte es sich wie ein Stein auf seine Brust, daß er sich vorkam wie unter einem großen Steinhaufen liegend, der immer drückender auf ihm lastete — bis er zu ersticken drohte und jählings erwachte.

Da fühlte er seine Stirne mit Schweiß bedeckt, und weil er glaubte, er hätte eine Ewigkeit gelitten,

sah er auf die Uhr und hatte nur eine Stunde geschlafen. Er legte sich wieder hin und dachte bei sich: „Was sie nur hat, was sie nur hat?“

Aber Schlaf fand er diese Nacht keinen mehr.

IV.

Den anderen Tag hatte er für einen Ausflug bestimmt, um Studien zu machen, aber er war des Morgens zu müde und so blieb er den ganzen Tag zu Hause. Erst war er sehr niedergeschlagen, als er jedoch die gestern gemalte Skizze besah, ward ihm wohlher zu Muthe, und nachdem er angefangen hatte, sie zu vervollständigen und zu verbessern, wie er es noch im Kopfe hatte, kam er in eine immer bessere Stimmung hinein, in der er am Spätmittage getrost zu ihr aufbrach, nicht mehr in dem Gedanken: „Was sie nur hat?“ sondern in dem besseren: „Es wird schon wieder recht werden!“

Mit Absicht hatte er eine Zeit gewählt, wo er sie allein wußte, und gebacht sie rasch wieder für sich zu gewinnen. Als er jedoch die Treppe hinaufging, klopfte ihm doch das Herz, und vor der Thüre des Speisesaales, die nur angelehnt war, blieb er lauschend stehen.

Er hörte sie mit jemand Fremden sprechen, dessen Stimme ihm ungemein bekannt vorkam, und als er durch den Thürrast sah, gewahrte er den breiten Rücken einer schwarzen Gestalt, deren ihm zugekehrter, bider Kopf in der Mitte des Scheitels eine kleine, runde, glattgeschorene Stelle trug.

„Was will ein Geistlicher hier?“ fragte er sich. Darauf schritt er gefast durch die Thüre und wollte gleich, ohne aufzusehen, an einen der hintersten Tische eilen, als er eine laute, deutliche Stimme hörte: „Da ist er ja!“

Als er sich umwandte, sah er sich seinem Bruder gegenüber, der aufgestanden war und einen langen, mißbilligenden Blick über seinen Sammtrock mit dem wehenden Schlips und die langen Künstlerhaare warf.

Er war über und über bestürzt.

„Ich habe Dich auf Deinem Atelier in der Akademie aufsuchen wollen und wurde hierher verwiesen,“ sagte Ludwig.

„Ja, ja,“ erwiderte Max fast ohne Fassung, und reichte seinem Bruder die Hand.

Der hielt dieselbe, ohne sie zu drücken, eine ganze Weile schweigend in der seinen und setzte sich dann. „Wie geht es Dir, Max?“

„Danke . . . gut!“

Marie brachte Max hierauf wie gewöhnlich eine schmachtend zubereitete Speise, Ludwig verlangte ein Stück Brot. Als Max, um seine Verlegenheit zu verbergen, rasch mit dem Essen beginnen wollte, legte ihm sein Bruder die Hand auf den Arm.

„Es ist Freitag heute, mein Bruder.“

Max wurde feuerroth, schob den Teller weg und aß eine Semmel, die er einem auf dem Tische stehenden Körbchen entnahm.

Schweigend verzehrten die beiden Brüder ihr Brot, dann begann Ludwig zu sprechen. Seine Worte kamen in gleichmäßigem Tonfalle aus dem Munde, wie die Zeitungsbogen aus einer Druckmaschine, das Gesicht blieb fast unbeweglich, und während die Augen geradeaus gerichtet waren, bewegten sich nur die wulstigen Lippen.

„Nicht immer,“ begann er, „dürfen unsere Wünsche für das Thun unseres Lebens maßgebend sein, nur wenn sie übereinstimmen mit dem, was Gott billig ist, und nicht auf etwas Leichtes abzielen, dürfen wir ihnen bisweilen Folge leisten. Weil mich die Leute unseres Dorfes dort als Priester sehen wollen, weil die Wünsche meiner Mutter mit den meinen übereinstimmen, weil ich weiß, daß ich in meiner Heimath viel thun kann, bin ich hierher gekommen, um persönlich Schritte zu thun, dort verwendet zu werden.“

„So bist Du nur vorübergehend hier?“ fragte Max. Ludwig warf seinem Bruder einen scharfen Blick zu. „Das scheint Dir gelegen?“

„Nein, nein!“ antwortete Max hastig, und ohne daß er es wollte, wurde er wieder feuerroth; und da gerade Marie sich auf einen Stuhl in der Küche mit einem: „Mit Erlaubniß, Hochwürden!“ niederließ, sagte er, um seine Verlegenheit zu verbergen: „Guten Abend, Marie!“

„Guten Abend,“ erwiderte das Mädchen betreten. Und wieder warf Ludwig seinem Bruder einen scharfen Blick zu. „Doch,“ fuhr er dann fort, „nicht allein meinethwegen, sondern auch Deinetwegen bin ich hierher gekommen, Max! Lange konnte ich, mit den Vorbereitungen zu meinem Amte beschäftigt, nicht nach Dir sehen, und Bangigkeit besiel mich, Du möchtest die Pfade des Leichtsinns weiter gewandelt sein, die Dich schon einmal so schlecht geführt haben!“

Marie horchte erstaunt auf.

„Ich habe mich viel beschäftigt, mir feste Ansichten über Kunst zu bilden, und ich hoffe, auch Du wirst danach gestrebt haben, und von der Erkenntniß durchdrungen sein, daß, wie nur ein Gott ist, auch nur eine Kunst berechtigt ist.“ Er sah wieder zu seinem Bruder hinüber. „Wir werden noch darüber sprechen, ebenso wie über Kirche und Religion, daß ich Dich festigen kann in Deinen Ansichten!“ Dann begann er von den Wonnen und dem ernsten, harten Ringen des Priesters zu sprechen, von ihrer gemeinsamen Mutter, der gemeinen, und doch so erhabenen, gottfrommen Frau, und bei all' den Worten, die wie harte Hammerschläge an sein Ohr klangen, wußte Max sich nicht ein noch aus.

Er hörte die Worte, und wie ehemals sprachen sie nicht zu ihm, er hatte das Gefühl, als müßte er sich gegen ihren Sinn wehren, und fand doch keine Worte, sein Gefühl auszudrücken, noch weniger, sie zu beweisen und zu verteidigen. Nur manchmal sagte er bekommen ja, und über die aufsteigende Angst des Unverständnisses des Gehörten, suchte er sich durch ein zeitweises Lächeln hinwegzusetzen, das er halb seinem Bruder, halb dem Mädchen, das mit aufgerissenen Augen horchte, zuwandte.

Endlich, als Gäste kamen, erhob sich Ludwig und sagte: „Komm!“

Marie küßte Hochwürden die Hand, doch als ihr Max die seine geben wollte, zog sie die ihre zurück und sah ihn kalt an.

„O, Marie!“ schrie er fast auf, und Alles, was er den letzten Tag und die Nacht um sie gelitten, trat in seine Augen, und er sah sie mit einem Blick so großer, verzweifelnder Qual an, daß das Mädchen in seiner Bestürzung darüber, und um ihm den Schmerz zu lindern, rasch seine Hand mit ihren beiden ergriff und ihn in überquellender, mitleidiger Bärtlichkeit in's Gesicht sah.

„Es ist gut,“ sagte sie, „es ist ja Alles gut!“

Da war es plötzlich in ihn geworfen wie jauchzende Seligkeit, und alles Trübe war aus seinem Inneren weggeegt.

„Max, komm!“ rief sein Bruder von der Thür aus, wo er kopfschüttelnd Alles mit angesehen hatte.

Da drückte er ihr noch rasch die Hand, sah ihr in die Augen, als wolle er sich von der Gewißheit seines plötzlichen Glücksgefühls überzeugen und eilte seinem Bruder nach.

Auf der Treppe frug ihn der: „Was ist das für ein Mädchen?“

„Die Nichte der Wirthin.“

„Und in welchem Verhältnis stehst Du zu ihr?“

„Sie bedient mich,“ und über und über ward er roth dabei.

„So, so, sie bedient Dich! . . . Du könntest mich heute noch auf Dein Zimmer führen,“ hörte er nach einer Weile wieder die Stimme neben sich, „es interessiert mich, zu erfahren, wie Du wohnst.“

Max nickte bekommen, und schweigend schritten Beide nebeneinander her, Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, die für Keinen erfreulich waren. Als sie den atelierartigen Raum betraten, den Max bewohnte, sah sich Ludwig beim Anblick all' der Skizzen und des Trübschmuckes, der an den Wänden hing, verächtlich und mitleidig um, um dann plötzlich ganz ernst zu werden. „Und das Krucifix, das sich Deine Mutter von ihren kargen Pfennigen abgedarbt hat, das ich, Dein Bruder, geweiht habe?“ Da hatte er es schon bemerkt, und stellte es, stummen Vorwurfs voll, aus seinem Winkel, wo es noch stand, auf den Tisch. Hierauf schritt er, ohne seinen Bruder zu beachten, der verlegen am Tische stand, wo die brennende Kerze leuchtete, mit ernstem Gesichte auf und ab. Nach einer Weile blieb er dann rasch, wie von einem Entschlusse befeht, stehen, faßte seinen Hut, sah seinem Bruder stumm und fast finster in die Augen und ging. Unter der Thür drehte er sich noch einmal um und sagte: „Ich komme wieder!“

Von Allem, was er heute gehört hatte, saßen diese Worte dem Zurückgebliebenen am festesten. Eine immer stärker wachsende Angst besiel ihn, wenn er an dies Wiederkommen dachte, denn er hatte seines Bruders Worte und Vermahnungen die ganzen Jahre her mißachtet; es ward ihm unheimlich zu Muth.

Er ging langsam an's Fenster und öffnete es. Und wie die weiche Nachtlust des Hochsommers hereinbrang, legte er sich in's Gesimse, blickte nach dem Streifen Sternenlicht, der über den Dächern hervorlugte, und in weichen Gedanken spann seine Phantasie alle möglichen Gebilde, die immer wieder zu zerreißen und wieder anzufangen ihm eine keimende, süße Befriedigung gaben. —

Anders verbrachte Ludwig den Abend.

Seines Bruders Benehmen und Wesen, was er beim Essen beobachtet und auf dessen Zimmer gesehen hatte, gaben ihm viel zu denken.

Durch das beständige, einseitige Studium, ohne jede Anschauung, durch die harte Erödtung des

sinnlichen und deshalb menschlichen Fühlens, und dadurch, daß er das Leben nur durch die Fenster seines Seminars hindurch kennen gelernt, hatte sich in seinem harten Bauernschädel ein logisches Geseß von Grund und Folge gebildet, das wie eine Maschine funktionirte und Schlüsse zog. Was ihm im Leben aufstieg, brachte er nicht immer ohne Kampf in ein Verhältnis zu dem, was er im Seminar gelernt hatte; aber hatte er es einmal so weit, dann arbeitete die Maschine rasch und sicher, und er wußte, wie Jenes sein sollte und Dies nicht sein durfte.

Solchergestalt hatte er sich nicht nur Ansichten über die Pflichten, sondern über Alles, was ihm bis jetzt in seinem Leben aufgestoßen war, gebildet, und die feste Uebergangung von seinem erhabenen Willen und der unerschütterliche Glaube an die Wahrheit und das allein Richtige von dem, was er gelernt hatte, ließen ihn auch gegen Andere das, was er für Recht hielt, mit einer so eisernen Konsequenz durchzuführen, daß er durch die Erfolge, die sie ihm bis jetzt gebracht hatte, nur noch mehr von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt werden mußte.

Lange ging er in dem Zimmer des Gasthauses, in dem er abgestiegen war, auf und ab. Wenn er das weiche, träumerische, noch in der Ausbildung begriffene Gesicht seines Bruders sich vergegenwärtigte, den Sammetrock mit dem wehenden Schlops, dann ballte er unwillkürlich die Faust. Wo saß da der feste Halt, wo blieb da der Ernst, der Ernst, mit dem die Kunst ausgeübt werden mußte, just wie das Amt eines Priesters? Wenn er an der falschen Bildung dieses Menschen schuld wäre? Hätte er nicht strenger darauf sehen müssen, daß Max in regelmäßigen Zwischenräumen nach Hause kam? Da war viel versäumt worden an diesem jungen Baume! Schief mußte er wachsen, wenn nicht die harte, gerechte Hand des Gärtners ihn noch rechtzeitig noch oben richtete. Wenn er jetzt schuld wäre, daß diese Seele, die Seele seines Bruders, verloren ging?

Er wollte weiter beobachten, weiter sehen, ob dies Leben seines Bruders der Unkenntniß, dem Leichtsinne oder dem bösen Willen entsprang? Ob er wohl standhaft den Versuchungen der Welt trotzte? Der Teufel der Versuchung weiß überall hervorzuspriegen und seine Krallen nach den Wesen auszustrecken, die er dem Reiche Gottes abspenstig machen will. . . O, er wußte ein kühnendes Lied davon zu singen. Hatte er's nicht selbst erfahren, wie er die niedergepeitschten Gefühle der Sinnenslust aus dem nackten Arme einer Heiligen wieder erwecken konnte? Er wußte davon zu sprechen! Das war ein Kämpfen, aber auch ein Siegen gewesen! . . . Sein Bruder hielt nicht die Fasttage, er hatte kein Verständnis für seine Worte, er hatte das Krucifix, dem der beste Platz des Zimmers gebührte, in einen Winkel gestellt. Und jenes Mädchen?!

Da war viel, viel zum Besseren zu lenken. —

Schon früh am anderen Morgen suchte Ludwig seinen Bruder auf. Da Max schon nach der Akademie gegangen war, schloß ihm dessen Hausfrau sein Zimmer auf und ließ ihn dann allein. Das war ihm lieb, da konnte er einmal in aller Ruhe seines Bruders Bilder betrachten.

Von religiösem Sinne zeugte in dem ganzen Raume weder ein Bild noch ein Gegenstand. Und was drückten die Bilder aus? . . . Nichts! Hier eine stimmungsvolle Abendlandschaft, da ein anmuthiges Genre, auch einmal ein Akt, zum Studium ja wohl erlaubt, aber wo in aller Welt sprach hieraus jenes zum Himmel Erhebende, jenes Niederbeugte sein der Seele vor der gewaltigen, Gottdurchdrungenheit des Künstlers, jenes Niederbeugte sein, das dann wieder zum Himmel emporstreben ließ, das die Kunst vor Allem haben mußte, wie er es gelesen hatte? . . . Das Alles hier war Tand, leichte, erbärmliche Unterhaltungsware. Jetzt sah er auch die jüngstgemalte Skizze, Marie darstellend, deren Zügen er schon mehrmals begegnet war auf seinem Rundgange, und in einem heißem Gefühle drehte er das Bild rasch wieder der Wand zu, an der es gelehnt hatte. Das war ja jenes Mädchen, mit dem er Max so seltsam hatte verkehren sehen! Und in welcher Kleidung, mit welchem Blick stand Max davor?

Was konnte er von ihr verlangen?

Nur Sündiges, denn bei seiner Jugend und seiner zweifelhaften Zukunft, wo es noch lange anstehen mußte, bis er sichere Einnahmen hatte, konnte er an keine Heirath denken. Er holte das Bild wieder hervor und versenkte sich mit grausender Bitterkeit in seinen Anblick, bis er, es wegliegend, das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Das Bild erweckte die bösen und schlimmen Gelüste des Fleisches, und er bezähmte die heftig auf ihn einströmenden Gefühle durch das Beten eines Rosenkranzes. Dann stand er in heiliger Zuversicht auf. Die Hand legte er auf's Krucifix und that das Gelübde: Herr, so wahr Du mich gewürdigst hast, ein Priester vor Dir zu werden, ich schwöre Dir hiermit, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, über das Seelenheil meines Bruders zu wachen. Du allein weißt, ob ich gefehlt habe, daß ich, nur an Dich denkend, ihn eine zeitlang unbeaufsichtigt ließ. Du allein weißt aber auch, wie ich mich sehnte, als Priester in meiner Heimath zu walten, und Du allein verstehst die Buße, die ich mir für den vielleicht begangenen Fehler auferlege, indem ich hier bleibe. Ich will nur dafür leben, das Seelenheil meines Bruders zu retten und hoffe, ein Dir gefälliges Werk zu thun. —

V.

Max stand in seinem Atelier auf der Akademie, aber anstatt zu malen, träumte er, wie am Abend vorher, vor sich hin.

Bald sah er die Gestalt Mariens in niedlicher Art sich ihm zuwenden, bald von der Gluth tiefer Scham übergossen, bald mit der eifrigen Aufmerksamkeit, mit der sie die vollen Schlüssel trug, und ein weiches, tiefes Gefühl bestrich ihn, wie an einem dämmernenden Sommerabend, wo man schaut und schaut, so schön ist es, und doch allmächtig nichts mehr sieht denn verschwommene Gestalten.

Da überkam ihn wieder die bange Frage: „Was sie nur hat?“ — die ihn ihre ausbrechende Bärtlichkeit gestern hatte vergessen lassen, und in diesem quälenden Zweifel verließ er am frühen Vormittage noch die Arbeit und eilte zu ihr.

Er fand sie beim Messerpugen.

„Schon so früh,“ sagte sie, und sah nach der Uhr, da es kaum neun Uhr war.

„Ja,“ sagte er nur und setzte sich. „Ich habe Hunger.“

„Was darf ich bringen?“ fragte sie und erhob sich.

„Nichts . . . ich . . .“

Sie setzte sich wieder und sah ihn aufmerksam an. „Was fehlt Ihnen, Herr Breitenbach?“

„Fräulein Marie! . . . Es ist nett, das Messerpugen?“

„Wem's gefällt,“ antwortete sie, „so an die dreißig Bestecke jeden Tag ist kein Vergnügen.“

„Ach,“ machte er, und sah sie mitleidig an, „so viel Arbeit!“

„Was gucken Sie so?“ frug sie nach einer Weile und erröthete.

„Fräulein Marie,“ fuhr er auf, „warum sind Sie so gegen mich?“

„Ich . . .?“

„Ja, gestern schon und jetzt wieder.“

Sie lachte.

„Nicht, daß ich wüßte.“

„Habe ich Ihnen etwas zu Leide gethan?“

„Das Bild!“ sagte sie.

„Das Bild? Welches?“

„Ja,“ erwiderte sie heftig, „thun's nur nicht so! Weil ich dumme Gans auch das schöne Kleid anzieh', ohne daran zu denken, wie unanständig das ist, müssen Sie mich gleich darin malen. Und jetzt hat's der giftige Augsburger meiner Tante gesagt, und's Donnerwetter ist fertig. Schämten hab' ich mich müssen, und kein Wort sagen können, weil sich so was nicht gehört. Und was werden die Leute dazu sagen? Und von Ihnen ist's schlecht, daß Sie nicht auf mich gehört und mich so gemalt haben!“

„Aber es ist doch schön!“ sagte er.

„So,“ erwiderte sie, „schön? Sie sind wohl leicht so ein leichtsinniger Loder, wie Ihr Bruder sagt. Schön nennen S' so was? Unanständig ist's! . .

Und daß Sie mich überhaupt so haben malen können, wie ein unanständig's Frauenzimmer, das hat mich gekränkt!"

Als er aber bei ihren Worten ganz verlegen wurde und sein Wort erwidern konnte, kam ihr wieder das Mitleid über seinen hilflosen Zustand. „Sehn's, Herr Breitenbach," sagte sie eifrig, „so was schickt sich doch nicht und darf nicht sein. Was denken denn d' Leut' davon?!" Und als er immer noch vor sich hin sah und traurig wurde, ergriff sie seine Hand. „Aber was hab'n S' denn? So sind's doch net so komisch! Herr Breitenbach, da kann man nichts machen, das schickt sich halt nicht." Und dann plötzlich legte sie ihren Arm um seinen Hals und suchte seine Augen. „Herr Breitenbach, sind's gut! Sehn S', ich mein's ja nicht böß, blos Ihr Best's. Ganz g'wiß!"

Da lächelte er unter den Thränen, die ihm gekommen waren. „Du," sagte er, und wie sie ihm lächelnd zunickte, da schlang er jählings seine Arme um ihren Nacken: „Du . . . Ich hab' Dich so gern!"

„Komischer Kerl," sagte sie, „komischer Kerl," und löste sanft seinen Arm von ihrem Hals. „Jetzt brav sein! . . . Und jetzt," sagte sie, als sie Beide eine ganze Weile stumm geseffen waren, Jedes die Hand des Anderen in der seinen haltend, „jetzt geh'n S' schön heim! Es wär' nicht gut, wenn man uns jetzt so beieinander sitzen säh!"

Mar ging langsam fort. So recht glücklich war er nicht, wenn er dachte, daß sie ihn seines Bildes wegen, das er mit so viel Freude begonnen, verurtheilt hatte; und er wußte nicht recht, was Schlechtes daran sein sollte.

Als er auf sein Zimmer kam, fand er seinen Bruder in der Mitte der Stube am Tische sitzen und in einem Gebetbuche lesen. Als er ihn kommen sah, klappte er das Buch zu und steckte es sorgsam in seinen faltigen Rock und trat ihm mit einer gewissen Feierlichkeit entgegen.

Was bedeutete das?

„Guten Morgen, Mar," sagte Ludwig, „ich habe Dich erwartet!"

Mar reichte seinem Bruder befangen die Hand, die der fest hielt und ihn daran zum Tische führte, wo er sich mit ihm hinsetzte. Nachdem er ihm hierauf eine Weile in's Gesicht geblickt hatte, begann er wieder zu sprechen.

„Ich habe mit Dir zu reden, Mar, und zwar Dinge von ernster Wichtigkeit."

Der Angeredete schrat in sich selbst zurück, und die Bangigkeit vor Etwas, das auf ihn hereindringen sollte und gegen das sich zu wehren er mit keinen Mitteln ausgerüstet war, erfüllte ihn und legte einen dumpfen Druck auf seinen Kopf. Er hatte das Gefühl, als müsse ihm alle Augenblick der Angstschweiß aus den Poren brechen.

Ludwig beobachtete sein Wesen scharf und nichte dann: „Ich sehe an Deinem Aeußeren," begann er, „daß, auf welchem Wege Du auch schon bist, Du Dir keines schlimmen Zieles nicht bewußt bist, daß, was Du auch schon gethan haben magst, Deine Unkenntniß Dich entschuldigen kann. Doch Unkenntniß schützt nicht vor Strafe, die mit furchtbarer Gewalt jedem Gott ungesälligen Thun folgen muß."

„Ich?" frug Mar und sah auf.

„Ja," fuhr Ludwig fort, „Du hast den rechten Weg verloren! Traumwoll wandelnd, wie ein unschuldiges Thier — so will ich hoffen — irrtest Du vom rechten Wege ab auf Irppfade, die Dich in den Rachen des Löwen der sündigen Welt geleit hätten, aus dem es kein Entrinnen mehr giebt, und vor dem zu bewahren mich eine gütige Schidung, vielleicht Gott selbst, hierher geführt hat. Und er soll sich nicht täuschen in mir, er, der es mitunter in unsere Hand legt, das Böse oder das Gute zu thun. Ich werde hier bleiben bei Dir und Dir beistehen wie schon früher."

„Du willst bleiben?"

„Ja!"

„Höre denn, mein Bruder," sagte Ludwig, stand auf und ging langsam nach der Wand und holte die Skizze herbei, die er vorhin mit abgewandtem Gesicht dorthin gestellt hatte. „Fern sei es mir, der Kunst, der wahren Kunst, ihre Berechtigung abzu-

leugnen, hohe Aufgaben sind ihr gestellt, und sie gehört zu den höchsten Gütern, die die Menschheit besitzt. Du siehst, ich bin gerecht, ja, daß ich es Dir sagen muß, als ich in guten Büchern mich über Kunst belehrt und selbst darüber nachgedacht hatte, da war ich stolz darauf, daß mein Bruder ein Jünger dieser Kunst werden sollte. Aus all' diesem wirst Du erkennen, wie heilig es mir war, der Kunst gerecht zu werden."

Mar erwiderte gepreßt, ja, und schielte ängstlich unter den Augenbrauen hervor nach seinem Bruder.

„Nun kommen wir aber zu etwas Anderem. Der Kunst, der wahren Kunst, geben wir ihr Recht, welchen Zweck hat diese Kunst nun?"

Sein Bruder sah genäht zu ihm auf, und der Schweiß trat ihm auf die Stirne.

„Und hier, mein Bruder, muß ich mit blutendem Herzen mir eingestehen, Du weißt das nicht!"

Mar fuhr halb auf und machte den Versuch einer abwehrenden Bewegung.

„Nein, Du weißt das nicht! Wie könntest Du sonst wagen, so zu malen, wie Du es thust?"

Dem jungen Menschen pochten in einer immer steigenden Qual die Schläfen.

„Erst meinte ich Dich verurtheilen zu müssen, dann jedoch sagte ich mir, er ist schwacher Natur, die ihn nicht vorwärts treibt zur Erkenntniß, und er ist jung . . . Was meinst Du, sollte Gott etwas in die Welt gesetzt haben, ohne Zweck? Mit nichten! Alles im Leben hat da Zweck, und uns ist die Aufgabe zugefallen, diesen Zweck zu entdecken. Und könnte etwas einen höheren Zweck haben als den, das Reich Gottes auf Erden zu befestigen? Dieser hohe Zweck muß den Höchsten wie Niedrigsten durchdrungen haben, ihm muß sich Alles fügen, seinetwegen müssen wir unsere Sinne unterdrücken, auf daß wir das ewige Leben, welches ist nach dem Tode, bestehen können."

Er hatte die letzten Worte mit einem harten Zwang in der Stimme gesprochen, der seinen Bruder in eine Art Erregung versetzte, deren Ursache er nicht kannte. Brennenden Auges blickte Mar zu Ludwig auf.

„Sieh, mein Bruder, mit solchen Gedanken kam ich zu Dir. Ich glaubte Dich vorbereitet für sie, aber was mußte ich finden? Mar, auf welchen Wegen mußte ich Dich antreffen? . . . Sieh her!"

Er legte das Bild vor seinen Bruder hin.

„Weißt Du, was Du mit solchem Nachwerk predigst? Weißt Du, wie dieses Bild auf das kindliche Gemüth wirken muß? . . . Die geile Brunst, von der der Herr spricht, daß sie die Babylonier brünstig wie die Esel machte, spricht daraus und wird gepredigt von der zu so Hohem bestimmten Kunst, die das Reich Gottes verkünden soll. Von der Kunst, die die höchsten Gefühle des Menschen zur Ehre und zum Ruhme Gottes entflammen soll, diese höchste Gluth hast Du mißbraucht, mit gemeiner, sinnlicher Lust herabgedrückt zur Dirne! . . . Das hast Du gethan, Du, mein Bruder!"

„Hör' auf," höhnte Mar, „hör' auf, Ludwig!"

„Kann ich aufhören, wo ich reden muß und wünschen, meine Stimme hätte hunderttausend Zungen und jede zerfleichte Dein Herz und geißelte es, daß es dienstbar würde dem Herrn in Buße?! Mar, wie hast Du die Kirche, der Du entsprossen bist, vergriffen, wie hast Du den Schooß Deiner Mutter geschändet, dadurch, daß Du Alles vernachlässigst, weswegen sie für Dich sorgte und Dich gebart! . . . Stehst Du, wie Du ihre Gaben selbst mißachtet hast?" Er holte das Kreuzifix herbei und stellte es dicht neben das Bild.

(Fortsetzung folgt.)

Die Technik des Spinnens.

Von Gustav Strahl.

(Schluß.)

Kommen wir zum Spinnrade resp. zu den Möglichkeiten zurück, die in dem Drehungsverhältnis zwischen Flügel und Spule gegeben sind, so haben wir als dritten Fall eine gleichzeitige Drehung beider Theile, und zwar in derselben Richtung. Ist die Geschwindigkeit des Flügels gleich der

der Spule, so verändert sich die Stellung des Fadenlaufes am Flügel der Spule gegenüber nicht, es wird von der Spule also kein Zug auf den Faden ausgeübt, der Faden wird nicht aufgewickelt, die durch die Umdrehung des Flügels hervorgebrachten Drehungen des Fadens bleiben auf dasselbe Stück beschränkt. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit eines Unterschiedes in der Zahl der Umdrehungen der beiden wirkenden Theile; und zwar kann die Zahl der Flügelumdrehungen größer sein als die der Spule. In Bezug auf die Aufwicklung wird dann der Erfolg ebenso sein, als ob die Spule still stände und der Flügel nur den Uberschuß seiner Umdrehungen machte; dagegen wirkt der Flügel mit der Gesamtzahl seiner Umläufe zusammenziehend auf das freie Ende des Fadens. Es vollbringe z. B. in gewisser Zeit die Spindel 1000 Umläufe, die Spule aber nur 980; dann wird, den Umlauf der Spule 0,1 Meter gesetzt, in der gegebenen Zeit eine Länge von $20 \times 0,1 = 2$ Meter Faden aufgewickelt, und diese erhält, wenn sie wieder abgewickelt wird, 1000 Drehungen, wonach 500 Drehungen auf 1 Meter Länge oder 5 Drehungen auf 1 Centimeter kommen. Je mehr die Geschwindigkeit der Spule jener des Flügels sich nähert, desto stärker wird die Drehung des Fadens, bis endlich, bei gleicher Geschwindigkeit beider Theile, gar keine Aufwicklung mehr stattfinden würde. Derselbe Effekt ergibt sich, wenn die Geschwindigkeit der Spule größer ist als die des Flügels, diesem also um ein gewisses Stück voreilt. Das aufgewickelte Fadenstück ist hier gleich dem Uberschuß der Spulenummänge multipliziert mit dem Umfang der Spule.

Um eine stets gleich bleibende Drehung des Fadens zu erhalten, d. h. dieselbe Anzahl Drehungen auf dasselbe Fadenstück, muß bei Zunahme der Spule, bei Vergrößerung des Umfanges derselben, ihre Geschwindigkeit im Verhältniß zum Flügel verändert werden. Wird die Aufwicklung des Fadens durch Zurückbleiben der Spule erreicht, so muß bei Zunahme des Spulenumfanges ihre Geschwindigkeit vergrößert werden. Bleibt in einem gewissen Zeitraum die Spule um 20 Drehungen gegen den Flügel zurück, so kommen nach dem vorigen Beispiel 1000 Drehungen auf 2 Meter Garn. Ist der Umfang der Spule auf das Doppelte gewachsen und die Geschwindigkeit der Umdrehung wäre dieselbe geblieben, so würden bei 20 Umdrehungen jetzt 4 Meter Garn aufgewickelt, auf welche sich die 1000 Drehungen vertheilen müßten. Da solche Schwankungen indeß nicht vorkommen dürfen, das Garn vielmehr von Anfang bis zu Ende die möglichst genau gleiche Windungszahl haben soll, so muß die Geschwindigkeit der Spule in unserem Falle derart geregelt werden, daß sie nur noch 10 Umdrehungen zurückbleibt. Da die Zunahme der Spule nicht sprungweise erfolgt, vielmehr durch allmähliche Auflockerung äußerst dünner Schichten, so muß auch die Veränderung der Spulengeschwindigkeit dem angepaßt werden. Hat die Spule eine größere Geschwindigkeit als der Flügel, so muß diese bei Zunahme des Spulenumfanges abnehmen. Es findet also in beiden Fällen bei Vergrößerung des Spulenumfanges eine Annäherung der Umdrehungszahl der Spule nach der des Flügels hin statt.

Ehe die einzelnen Materialien so weit kommen, daß an eine Bearbeitung mittelst der Spinnmaschine gedacht werden kann, müssen sie erst noch viele und verwickelte Prozesse durchlaufen. Die rohe, gesammelte Baumwolle muß zunächst von den in den Samenkapseln ihr beigelagerten Samen getrennt werden, was man technisch „Egretiren" nennt. In Nordamerika ist hierzu für kurzhaarige Baumwolle eine Maschine gebräuchlich, deren wirksame Haupttheile Kreisfägenblätter sind (Sägenegretirmaschine). Solcher Sägen, welche 250—300 Millimeter im Durchmesser haben und sich zirka 100mal in einer Minute umdrehen, sind mit Zwischenräumen von zirka 18 Millimeter für Handbetrieb 18—20, für Elementarbetrieb 50—80 auf einer wagerechten Achse angebracht. Diese Sägen greifen mit einem Theil ihres Umkreises zwischen den Stäben eines engen Sitters oder Klotzes hindurch, fassen mittelst ihrer spitzen Zähne die dort hingelegte Baumwolle und ziehen

sie heraus, ohne den Samen mitnehmen zu können, da für diese die Oeffnungen des Gitters zu schmal sind. Andere Egrenirmaschinen bestehen aus einem Walzwerk, bei denen der Raum zwischen den einzelnen Walzen so klein ist, daß die Samen nicht mit hindurch können und selbstthätig herabfallen oder durch geeignete mechanische Mittel herabgeschlagen werden.

Eine weitere, ebenfalls nicht eigentlich zum Spinnprozeß gehörige Manipulation ist das Formen, das Pressen in Ballen, da anderenfalls ein internationaler Verbrauch ausgeschlossen wäre. In diesem Zustande fängt erst die Spinnerei an, sich mit dem Material zu beschäftigen, indem sie zunächst die durch das Pressen klumpig gewordene Baumwolle wieder auflöst und die noch in derselben zurückgebliebenen Unreinigkeiten und ganz kurzen Härchen entfernt. Ihm folgt das Kratzen oder Krempeln, welches eine weitere Auflösung des Rohmaterials in seine einzelnen Fasern und eine geordnete, gleichmäßige Parallellagerung derselben in Form eines Blickes oder Bandes bewirkt. Die für die Auflösung zuletzt in Betracht kommende Maschine ist der Wolf, ein innen mit groben Eisenzähnen besetzter Holzkasten, in welchem sich eine mit ebensolchen Zähnen besetzte Trommel (Tambour) schnell dreht. Die durch Dneischwalzen von einem Zuführtuch genommene Rohbaumwolle wird von den Zähnen der rotirenden Trommel erfasst und durch das nahe Vorbeigehen an den inneren Zähnen zerzaust; feste Beimengungen fallen unten durch ein Sieb heraus, während Staub und kurze Härchen noch durch besondere Vorrichtungen mittelst Ventilators abgelaugt werden.

Eine weitere Vorreinigungsmaschine ist der Bateur oder die Schlagmaschine, so genannt, weil statt der beschriebenen, mit Zähnen besetzten Trommel, hier ein auf einer wagerechten Achse befestigter Flügel oder Doppelflügel mit außerordentlicher Schnelligkeit umläuft und durch den kurzen Schlag in Verbindung mit dem sehr stark erregten Luftstrom die Fasern auflodert. Eine zweite, ebenso konstruirte, jedoch noch bedeutend schneller laufende Schlagmaschine (die erstere macht circa 1000 Umläufe in der Minute, also bei Doppelflügel 2000 Schläge, die letztere circa 1800 Umläufe oder 3600 Schläge) formt das Material schließlich durch Aufpressen auf eine Siebtrommel zu einer zusammenhängenden Wattedafel. Die bis dahin noch vorkommende Büschelform der Baumwollfaser wird hierauf durch die Behandlung auf den Kratzen oder Krempeln gänzlich beseitigt; es wäre ohnedem das spätere Parallellagern und Ausziehen eines Faserbandes nicht möglich.

Die wesentlichsten Bestandtheile der Kratzmaschine sind mit feinen, stumpfwinklig gebogenen, sehr elastischen Drahtbüscheln besetzte Zylinder, die gegeneinander wirken; festgehalten werden die Büscheln in einem Lederriemen oder ihm gleichwerthigen, aus Gewebe und Kautschukauflage bestehenden Grundstoff. Dadurch, daß sich zwei solcher Zylinder in Entfernung eines Papierblattes mit den scharfgeschliffenen Zähnen gegeneinander bewegen, wird die zwischen sie gebrachte Baumwolle äußerst fein zerkleinert und lagert sich zwischen den Zähnen als äußerst feines Blicke ab, welches durch Gegenstellen einer scharfen Leiste, des Hackers, abgenommen und dem Anfröller oder der Blicketrommel zur weiteren Verdichtung übergeben wird; im Verlaufe dieses Prozesses entstehen dann die für die verschiedensten Zwecke verwendeten bekannten Tafeln Watte.

Soll der Spinnprozeß fortgesetzt werden, so müssen diese Tafeln einem abermaligen Krempelprozeß auf Maschinen mit bedeutend feinerem Zahnbeschlag unterworfen werden, aus welchem dann das Material in gänzlich gereinigtem Zustande hervorgeht, jetzt aber nicht wieder in Form eines Blickes, einer dünnen Wattedafel, sondern das jetzt entstehende dünne Blicke wird trichterförmig zu einem schmalen Bande zusammengezogen. Hierin besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Baumwoll- und Wollspinnerei, bei welcher ein starkes Blicke durch geeignete Mittel in Bänder zerschnitten wird.

Wesentlich anders stellen sich die Vorbereitungsprozesse für die übrigen Spinnmaterialien: Flachs,

Hanf und Jute. Bei der Seide kann von einem Spinnen im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein, bei ihr handelt es sich nur um Abwicklung und Zusammenlegung der im Cocon schon von der Seidenraupe erzeugten sehr langen Fäden; erst die Verwerthung der Abfälle und in der Natur vorkommenden kurzen Fasern hat Verwandtschaft mit dem Spinnen der übrigen Fasermaterialien. Die Schafwolle muß zuerst, um von Schweiß und anhängenden Schmutztheilen gereinigt zu werden, einer Wäsche unterworfen werden. Je nach Gewohnheit oder äußeren Umständen wird diese schon am lebenden Schafe ausgeführt, und man spricht dann von Rückenwäsche im Gegensatz zu den Wollen, welche erst nach dem Scheeren fabrikmäßig gewaschen wurden. Der Wäsche folgt das Sortiren, da die einzelnen Körpertheile eine sehr verschiedene Qualität von Haaren tragen, sowohl in Bezug auf Feinheit als auf Länge. Zur Entfernung pflanzlicher Beimischungen (Kletten) wird die Wolle mechanisch auf dem Klettenwolf, oder chemisch mit verdünnter oder gasförmiger Säure behandelt (Carbonisation), wodurch die vegetabilischen Fasern verkohlt und später durch Klopfen entfernt werden. Nachdem die Wolle auf einer dem Baumwollwolf ähnlichen Maschine aufgelockert ist, wird dieselbe, um für die nachfolgenden Prozesse geschmeidiger zu sein, mit leicht verseifbaren Oelen eingeseigt. Das Vorspinnen ist hier verhältnismäßig einfacher, muß aber sorgfältiger ausgeführt werden, da das später zu beschreibende Theilen des Floss in Bänder ein absolut gleichmäßiges Blicke voraussetzt.

Flachs und Hanf sind Bastfasern, welche die Pflanzenstengel ähnlich der Weidenrinde umgeben; hier richtet sich die erste Arbeit auf das Loslösen derselben. Durch einen Fäulniß- oder Gährungsprozeß, der durch Einlegen der ganzen Pflanzen in Wasser hervorgerufen wird, ist dies ziemlich vollkommen zu erreichen, ebenso dadurch, daß man die Stengel längere Zeit der Einwirkung von Luft und atmosphärischen Niederschlägen aussetzt (Wasserrotte, Thaurotte). Letzteres Verfahren ist das mildere und liefert die besten Fasern, hat jedoch den Uebelstand, daß es zu lange dauert und auch nicht überall angewandt werden kann. Bei dem der Rotte folgenden Brechprozeß werden die holzigen Theile des Stengels zerkleinert und lassen sich dann leicht von den eigentlichen Bastfasern abstreifen. Die Stelle des Wolfes übernimmt hier der Hechelstamm oder die Hechel, ein mit vielen, in versetzten Reihen angeordneten scharfen Stahlnadeln besetzter Stamm; durch die Bearbeitung mit diesem werden erst die noch handartig erscheinenden Flachsfasern zertheilt und in einen spinnfähigen Zustand gebracht.

Um das vorhin erwähnte, bei der Baumwollspinnerei als erstes Produkt entstehende Faserband, auch Lunte genannt, widerstandsfähiger gegen Zug zu machen, wird dasselbe zunächst etwas gedreht, um einen festeren Zusammenhang der Einzelfasern zu erzielen. Der hier eingeschlagene Weg ist verschieden; man läßt das Band in eine sich drehende Stanne legen und erzielt eine dem Verhältniß zwischen Umdrehungszahl der Stanne und der einlaufenden Fadenlänge entsprechende Drehung, es wirkt hier die Stanne durch die Umdrehungen um ihre eigene Achse genau so, wie es früher bei der Spindel erörtert wurde; diesem Prozeß kommt man noch näher, indem man das ablaufende Band unter Zuhilfenahme des Spinnflügels auf eine Spule wickelt.

Im Gegensatz zu diesen Vorrichtungen, welche dem Bande eine bleibende Drehung geben, hat man auch solche, welche eine Scheindrehung, oder wie man sagt, einen falschen Draht hervorbringen, der sich während des Arbeitsvorganges auch schon wieder auflöst, jedoch die stärkere Annäherung der Fasern als Rückstand hinterläßt. Dies erreicht man durch Bewegung äußerer, den Faden umschließender oder zweifseitig berührender Gegenstände, d. h. mit anderen Worten, das lose Band wird durch eine sich schnell drehende Nöhre geführt und durch den an der Außenfläche auftretenden Reibungswiderstand die Fasern theilweis mitgenommen; im anderen Falle werden zwei endlose Riemen in entgegengesetzter Richtung dicht aneinander vorbeibewegt; das zwischen diese geführte Faserband erhält dadurch eine Drehung, als

wenn man dasselbe zwischen beide Handflächen legt und diese in entgegengesetzter Richtung bewegt, wirgelt. Nach dieser Bewegung heißt auch die Vorrichtung eine Würgelmaschine.

Der so erhaltene, ziemlich starke Vorgespinnsfaden wird nun auf den Feinspinnmaschinen so lange ausgezogen, in der Länge gedehnt, gestreckt, bis man die für die gewünschte Garnnummer entsprechende Stärke erreicht hat. Das läßt sich verhältnismäßig ziemlich leicht erreichen; es liegen in dem ursprünglichen Faserband die einzelnen Fasern ganz unabhängig von einander lose nebeneinander. Wird auf dieses Band ein Zug ausgeübt, so können die Fasern ihre gegenseitige Stellung verändern, aneinander vorbeigleiten und so dem Zuge folgen, ohne daß das Bestehen eines zusammenhängenden Bandes aufhört. Setzt man statt der Baumwollfasern ein anderes, aus vielen Einzeltheilchen zusammengesetztes Material, vielleicht Sand, so kann man diesen Streckprozeß sehr anschaulich nachahmen; aus dem großen Haufen kann man sehr schnell ein langgezogenes Band, einen Streifen herstellen. Je länger man den letzteren herstellt, desto weniger Körnchen kommen in der Breite zu liegen. Gelingt dieses Experiment mit dem verhältnismäßig sehr groben Material, wie viel leichter muß sich dasselbe erst mit den sehr feinen und dabei sehr langen Baumwollfasern ausführen lassen. Ist der Vorgang des Streckens als solcher damit erklärt, so werden uns nun noch die Mittel beschäftigen müssen, mit denen derselbe erreicht wird. Hier haben wir ebenfalls zwei Wege auseinanderzuhalten. Es ist eine Reihe von Doppelwalzen angeordnet, zwischen denen das Material hindurchgeführt wird; diese stehen jedesmal in einem gewissen Abstand voneinander. Das erste Walzenpaar zieht das ihm dargebotene Faserband unverändert zwischen sich hindurch; das zweite Paar, welches das Faserband jetzt passirt, läuft etwas schneller, als das erste, würde also, wenn das Band eine kompakte Masse wäre, dasselbe sofort abreißen. Nun besteht aber das Band aus unzähligen Einzelfasern, welche neben einander vorbeigleiten können, das Band wird also nicht abreißen, sondern sich nur so viel dehnen, als die schnellere Bewegung des zweiten Walzenpaares bedingt. Derselbe Vorgang kann sich nun 5 bis 6 Mal hintereinander gleichmäßig abspielen, das Endprodukt ist dann ein sehr dünnes Band, welches nur noch der scharfen Drehung bedarf, um einen gebrauchsfähigen Faden zu ergeben.

Ueber die Entfernung der Streckwalzenpaare voneinander entscheidet die Länge des verarbeiteten Fasermaterials. Schon aus der vorigen Betrachtung, daß ein kompaktes Band zwischen dem ersten und zweiten Streckwalzenpaar abreißen würde, ergibt sich als Regel eine solche Entfernung der einzelnen Walzenpaare voneinander, daß die längste Einzelfaser nicht von zwei Walzenpaaren zugleich erfaßt werden kann.

Neben dieser kontinuierlich wirkenden Strecke kommt auch bei einzelnen Spinnsystemen eine absatz- oder schrittweise arbeitende vor; bei diesem wird das Vorgespinnt entweder zwischen zwei feststehenden Backen, einer Presse, festgehalten und an einem etwas entfernten Punkte von einem beweglichen Theil nach sich gezogen, oder es wird das Vorgarn zwischen zwei drehbaren Walzen hindurchgeführt, welche dem beweglichen Organ durch Umdrehung eine Zeit lang Garn freigeben, dann aber plötzlich stillstehen und wie die Presse dasselbe festhalten. Die Verfeinerung des Fadens mittelst Streckwalzen, wie zuerst beschrieben, hat vor der letzten Methode jedenfalls bedeutende Vortheile voraus, indem die Streckung eine allmähliche, auf kleine Theile nacheinander folgend vertheilt wird, während im letzteren Falle das ganze freigegebene Stück gedehnt wird, eine Garantie für gleichmäßiges Strecken nicht in dem Maße übernommen werden kann.

Das Drehen des feingestreckten Faserbandes geschieht auf verschiedene Weise; die Hausspinnerei hat hier die Vorbilder geliefert und die gebauten Maschinen schließen sich den dort maßgebenden Grundfäden an. Der Faden wird entweder direkt auf die Spindel gewickelt, indem man die zwei gesonderten Vorrichtungen, das Drahtgeben und Aufwickeln, auch maschinell ausführt, oder man bedient sich eines

legt
gelt.
tung
amst-
ange
man
ende
äßig
ling-
ngig
ieses
ihre
rbei-
das
hört.
aus
rial,
ozek
ufen
einen
teren
der
mit
viel
einen
ihren
lcher
mittel
wird.
der-
an-
führt
Mo-
das
sich
wand
erste,
Masse
aber
leben
also
als
ares
Mal
odukt
noch
ichs-
baare
teten
ung,
und
giebt
Inen
faser
ann.
umt
oder
Vor-
cken,
ent-
nach
schen
den
lang
und
rung
be-
falls
kung
gend
ganze
für
über-
s ge-
neri
nten
und-
auf
efon-
keln,
eines



In der Mansarde.

Nach dem Gemälde von David Mosé.

Flügels und einer Iose auf der Spindel stehenden Spule wie bei dem Trittrade; man unterscheidet also auch in der Maschinenpinnerei periodisch und kontinuierlich spinnende Maschinen. Zu den ersteren gehört die, jetzt veraltete, Mule-Spinnmaschine, auch Mule-Jenny genannt. Auf einem festen Gestell stehen die mit Borgarn gefüllten Spulen; dasselbe geht von diesen durch ein Streckwerk von drei Paar Walzen zu den etwas geneigt stehenden Spindeln. Die letzteren stehen auf einem fahrbaren Gestell, dem Wagen, und lassen sich somit von den Streckwalzen entfernen, während diese sich drehen und Borgarn freigeben. Während der Entfernung des Wagens, der Ausfahrt, befinden sich die Spindeln in schneller Drehung, welche sich über die Spitze hinweg dem Faden mittheilt. Bei Ankunft des Wagens an seinem äußersten Punkt, welcher zirka 1,60 Meter vom Ausgang entfernt liegt, werden die Streckwalzen stillgesetzt, während die Spindeln sich noch eine kurze Zeit drehen, dem Faden den Nachdraht geben. Bei der nun folgenden Einfahrt bleiben die Streckwalzen nun ebenfalls in Ruhe, während die durch eine schmale Leiste oder einen Stab niedergedrückten Fäden auf die Spule aufgewickelt werden. Aus dieser Form hat sich die heute allgemein gebräuchliche selbstspinnende Mulemaschine, der Selbstspinner oder Selfaktor entwickelt, indem alle Theile automatisch angetrieben, die Uebergänge der einzelnen Bewegungen ineinander, sowie die Rückwärtsbewegungen von Wagen und Spindel durch geeignete Umsteuerungsmechanismen bewirkt werden; das ganze Getriebe ist heute so vollkommen, daß lediglich zum Anknüpfen zerrissener Fäden, zum Aufstecken neuer Borgarnspulen u. dgl. Arbeiterinnen beschäftigt werden, alles Uebrige macht die Maschine selbst, und dabei ist das gewonnene Garn tabellos, jedenfalls viel egal, als es die Handspinnerei herstellen könnte, bei welcher man

stets von der Geschicklichkeit des einzelnen Arbeiters abhängig ist. Der Selbstspinner hat mit einigen maschinellen Abänderungen auch in der Wollspinnerei sich einen Platz erobert.

Die zweite Kategorie der Feinspinnmaschinen; die kontinuierlich arbeitenden, weichen von dem eben beschriebenen Selfaktor schon dadurch ab, daß alle Haupttheile dauernd ihre gegenseitige Stellung behalten, eine Wagenein- oder ausfahrt nicht stattfindet. Auf dem Mittelgestell stehen zwei Reihen Borgarnspulen, von denen das Garn nach Passiren dreier Streckwagenpaare durch einen Drahtring, seiner eigenthümlichen Form wegen auch Sauschwänzchen genannt, über die Vorderkante der Maschine den Spindeln zugeführt wird. Diese stehen senkrecht auf beiden Seiten der Maschine in geeigneten Lagern (einem Fuflager und einem Halslager) und tragen auf ihrer freien Spitze eine Gabel oder einen S-förmigen Flügel. Ein Stück über dem Halslager gehen alle auf einer Seite befindlichen Spindeln frei durch eine über die ganze Breite der Maschine reichende Querschiene, welche dazu bestimmt ist, den auf die Spindel lose aufgesteckten Spulen als Stützpunkt zu dienen; man nennt diese Schiene deshalb auch die Spulenbank. Die Wirkungsweise dieser Maschine, Watermaschine genannt, ist analog dem Trittrade. Sämmtliche Spindeln werden durch Schuur und Wirtel schnell angetrieben; dadurch wird die an der Spitze befindliche Gabel in schnelle Umdrehung versetzt, wird mithin den von oben kommenden und an ihr befestigten Faden schnell um sich selbst drehen, ihm einen Draht geben. Von der Gabel oder dem Flügel weitergehend, ist der Faden auf der losen Spule festgemacht und zieht diese dadurch hinter sich her; bliebe der Faden an den Streckwalzen festgehalten, so müßte die Spule infolge ihrer Verbindung mit dem Flügel durch den Faden genau so

viel Umdrehungen machen als dieser. Nun geben aber die Streckwalzen allmählig etwas Garn ab und die Spule wird infolge des Reibungswiderstandes, welcher ihr bei ihrer Lagerung auf der Spulenbank entgegengesetzt wird, etwas gegen den Flügel zurückbleiben, den Faden aufwickeln. Um eine gleichmäßige Aufwicklung des Fadens auf der Spule zu erzielen, wird durch geeignete Mittel die Spulenbank auf und nieder bewegt; die lose auf der Spindel stehenden Spulen können dieser Bewegung folgen, so daß die Einlauföffnung des Flügels allen Punkten der Spule in regelmäßiger Folge gegenübersteht, von dem gedrehten Garn Ring an Ring sich auf die letztere legt.

Eine Abart der Watermaschine ist die Ringspinnmaschine; bei ihr ist das Bewegungsverhältniß zwischen Spule und Flügel umgekehrt als bei ersterer; die Spule steckt fest auf der Spindel, wird mit dieser um sich selbst gedreht, während der die Stelle des Flügels vertretende Ring (Reiter, Fliege, Traveller) durch den Faden nachgeschleppt wird. In Aufwickelhöhe der Spule wird diese von einem Stahlager umgeben, welches zur Festhaltung des besagten Ringes auf der Kante ringsum gehende Nuthen hat. Dreht sich die Spindel mit der Spule, so würde, wenn Garn genug frei wäre und der Traveller feststände, eine Aufwicklung stattfinden. Die Streckwalzen halten aber oben den Faden fest resp. geben nur ganz geringe Quantitäten ab, so daß ein Aufwickeln im gewöhnlichen Sinne nicht stattfinden kann; der Faden wird vielmehr durch die Drehung der Spule nur um die Spitze herumgeschleubert, indem der Traveller demselben zu folgen im Stande ist. Bedenkt man, daß eine solche Ringspindel bis zu dreizehn Tausend Umdrehungen in der Minute zu machen im Stande ist, so kann man sich einen kleinen Begriff machen, bis zu welcher Vollkommenheit die Spinntechnik sich emporgearbeitet hat. —

Frau Kläre.

Novelle von Dorothee Goebeler.

(Schluß.)

Wieder waren die Beiden still, dann sagte die Frau: „Wir haben von Ihrer Kunst noch garnicht gesprochen. Haben Sie nun mit dem Studium des Carlos begonnen?“

Er schreckte zusammen bei dem Ton ihrer Stimme. Carlos, — was war ihm Carlos in dieser Stunde? Er hatte an seine Rolle nicht gedacht, er hatte überhaupt an nichts gedacht, an nichts als die Frau, die an seiner Seite saß und ihren weichen, warmen Körper an seine Schulter lehnte, unglücklich und nach Trost verlangend, wartend, daß der Erlöser käme. Wie aus einem Traume erwachend sah er sie an: „Carlos? Ja . . . ja, ich kann sie schon ganz und gar.“

„Wirklich? Das ist ja großartig, dann müssen wir aber zusammen probiren, nachher noch, ja? Wollen es uns noch einmal gemüthlich machen, wer weiß, wie bald wir es wieder können. Ich bin jetzt fast niemals allein Abends. Mein Mann geht garnicht mehr fort . . . war heut' der reine Zufall. Denken Sie, selbst aus der Loge ist er ausgeschieden.“

„Ach, warum das?“ Er fragte es nicht aus Interesse, nur um überhaupt etwas zu sagen. Sie zuckte die Achseln: „Warum? Weiß ich's? Er will mir ja den Grund nicht sagen . . . Wird wohl zu theuer sein, Alles ist ja zu theuer jetzt, selbst die Zigarren — und natürlich bin ich daran schuld, ich verstehe ihn schon, auch wenn er nichts sagt . . . Ach, wer da herans könnte!“ In jäher Bewegung stand sie auf und trat von Neuem an die Brüstung; sie sah in die steigende Dämmerung hinaus: „Nichtig ist es . . . jawohl, ganz richtig ist es.“

„Was?“ Er fragte es, wie im Traum. „Das mit den Wandervögeln, mein ich . . . Ja sie finden nach Haus, alle finden nach Haus — in die rechte Heimath, an den rechten Ort, nur wir Menschen nicht!“

„Und warum wir Menschen nicht?“ Er trat neben sie: „Und warum wir Menschen nicht? Frau Kläre . . . liebe, liebe Kläre . . .“ Und dann hielt er sie plötzlich in seinen Armen, und während er

ihr Gesicht, ihre Hände, ihren Hals mit Küssen bedeckte, stammelten seine Lippen Liebesworte, wilde, wahnwitzige Liebesworte. Toll und glühend, wie er sie in seinen Diättern gelesen. Fortgehen wollte er mit ihr, weit fort, in das Land der Schönheit, wohin sie gehörte, das Idealland, das Traumland, sie seine Königin, seine Muse, seine einzige Heißgeliebte . . .

Sie ließ ihn gewähren, halb hingebend, halb wie betäubt. Dann richtete sie sich auf und versuchte seine Arme von sich zu schütteln: „Lassen Sie mich los — was fällt Ihnen ein? Nein, lassen Sie mich los.“

Mit einem trunkenen Auflachen riß er sie wieder an sich: „Kläre . . . Geliebte . . . meine Kläre!“ Und wieder das tolle, wahnwitzige Stammeln: „Die Liebe, die Du begehrtest, die Liebe . . . die Liebe . . . schrankenlos . . . grenzenlos . . . Der Erlöser . . . Dein Erlöser . . . mein . . . mit Leib und Seele mein . . . mit Leib und . . .“ Er versuchte, sie neben sich auf die Ruhebank zu ziehen — sie schleuderte ihn von sich und stürzte hinein in das Zimmer; da blieb sie unter dem Kronleuchter stehen, hoch aufgerichtet: „Sie sind toll . . . Was wollen Sie? . . . Ich verstehe Sie nicht! . . .“ Er eilte auf sie zu: „Kläre . . . meine . . . meine süße Kläre . . .“

„Ich verbiete Ihnen, mich Kläre zu nennen! Sie beleidigen mich, jedes Ihrer Worte ist eine Beleidigung. Mein Gott, was fehlt Ihnen? Was haben Sie sich da zusammengeträumt? . . . Ich mit Ihnen davon laufen? Ich Ihre Geliebte? Die Geliebte eines Knaben? Die . . .“

„Ha!“ . . . Er taumelte zurück. Seine Augen öffneten sich, groß, unnatürlich weit — er hatte begriffen, daß es ihr Ernst war, und noch ein Anderes hatte er begriffen: Wie ein Blitz war es vor ihm aufgeflammt, daß er in dieser Stunde zum Sünder, zum Ehebrecher geworden war, — er allein der Schuldige, der Verbrecher — ohne ihre Verantwortung, nur aus eigenen Phantasien heraus . . .

Mit einem dumpfen Schrei brach er auf dem Divan zusammen und schlug die Hände vor's Gesicht.

Sie kam langsam näher, völlig fassungslos: „Nein, aber . . . wie Sie nun sind! Sie müssen mich in irgend etwas falsch verstanden haben! Sie können doch nicht im Ernst geglaubt haben, daß . . . nein, es ist garnicht auszubedenken. Ich werde mich so lächerlich machen, so unmöglich in der Gesellschaft! Ich bin doch eine anständige Frau! . . . Nein, aber, bitte, weinen Sie doch nicht so!“ Sie versuchte, ihm die Hände vom Gesicht zu ziehen: „Kommen Sie, es hat sich garnichts geändert . . . nicht das Geringste. Ich zürne Ihnen nicht, Sie sind mein guter Junge, und ich bin Ihre Freundin wie zuvor, Ihre . . . Ihre Muse!“

„Meine Muse?“ Er richtete sich auf: „Meine Muse? . . . Jawohl, meine Muse! . . .“ Mit einem gellen Lachen sprang er auf und eilte nach der Thür.

Sie trat ihm in den Weg: „Sie wollen fort . . . Oder ja doch, gehen Sie . . . sammeln Sie sich! . . . Aber Sie werden wiederkommen, Fedor? Sie müssen wieder kommen! Was soll ich den Anderen sagen, wenn Sie nicht kommen? Meinem Mann, Ihrer Mutter, Sparmann? Sie dürfen mich nicht compromittiren! Sie kommen? Nicht wahr, Sie kommen? Morgen Abend! . . . dann ist auch mein Mann hier. . . Und das Andere . . . das von heute — das vergessen wir? Geben Sie mir Ihre Hand!“

Aber er stieß sie zurück, und ohne ihr zu antworten, stürzte er an ihr vorbei auf den Korridor, die Treppe hinab, in die Nacht hinaus . . .

* * *

Spätherbsttag, wolkenstern und grau. In langen Stößen fuhr der Wind über das Blachfeld. Eintönig, endlos peitschte er den Regen gegen die Fenster Scheiben. Kläre Schubert lag auf der Chaiselongue und blätterte in Ibsen's „Hedda Gabler“. Sie las das Stück zum sechsten Mal, es war ihr, als bestände eine Verwandtschaft zwischen der Heldin und ihr — auch bei ihr der Hunger nach Schönheit, nach dem Ab-

sonderlichen, auch bei ihr die triviale Umgebung, die ihr Seelenleben nicht verstand! . . . Sie ließ das Buch sinken und sah vor sich hin; eigentlich war sie heute verdrießlich, ärgerlich auf die ganze Welt, in erster Linie auf Fedor Russell. Der dumme Junge, daß er die Sache so tragisch genommen, das bischen Rumponstirerei! Nun lag er im Krankenhaus schon bald zwei Wochen und Gott allein mochte wissen, wie diese Gehirnentzündung ablief, über deren unbekanntem Ursache sich alle Welt den Kopf zerbrach.

Sie gähnte. Wie langweilig doch das Leben war! Ihr Mann lief umher mit verdrossenem Gesicht, und Sparmann ließ sich auch nicht mehr sehen, nicht einmal Sonntags. Ob er wenigstens heute kommen würde? Sie hatte ihn gebeten, ein Buch zurückzubringen, das noch vom Sommer her in seinen Händen war. Sie richtete sich auf und horchte. Er kamte jetzt hier sein. . . . War er das da draußen? Das Mädchen sprach auf dem Korridor mit Jemand. Ja, jetzt, das war seine Stimme. Im Nu stand sie vor dem Spiegel, schob mit ein paar Handgriffen die etwas verstärkte Frisur zurecht und ging ihm entgegen: „Na, es wurde 'mal Zeit.“

Er schlug in ihre dargebotene Hand nicht ein, mit zeremonieller Verbengung trat er an ihr vorbei in das Zimmer: „Ich bringe das Buch, gnädige Frau.“

„Danke, gnädiger Herr Doktor“ . . . sie ahmte seinen kühlen Ton nach. „Die Leichenbittermiene steht Ihnen famos! Haben Sie das große Loos verloren, oder kommen Sie von einem Katerfrühstück?“

„Ich komme aus Bethanien.“
„Ach!“ Sie wurde um eine Nuance bleicher, sagte sich aber schnell, „schon wieder einmal, ich wußte garnicht, daß Sie solch' Interesse an ihm nehmen. Uebermorgen kommt übrigens seine Mutter. Wie wird sie ihn finden?“

Er antwortete nicht gleich, er maß sie mit einem langen Blick, und ohne ein Auge von ihr zu verwenden, sagte er: „Uebermorgen wird er begraben.“

„Sparmann!“ Sie stürzte auf ihn zu. „Sparmann . . . nein! Unmöglich! So schnell . . . nein, Sie wollen mich nur schrecken. Ach, Sie . . .“

„Gestern Nachmittag ist er gestorben.“

„Aber . . . das ist furchtbar . . . furchtbar . . . ist . . .“ Ihre Stimme brach, sie preßte das seine Spigentuch an die Augen. „Nein, wie ist das gekommen? Eine Verschlimmerung? Sprechen Sie doch! Sehen Sie denn nicht, wie schrecklich mir das Alles ist?“

„Ja, es muß für Sie schrecklich sein!“ Er sagte es langsam und jedes seiner Worte schwer betonend.

„D, zu schrecklich!“ — sie schauderte zusammen, ohne den eigentümlichen Klang seiner Stimme zu beachten, — „zu schrecklich . . . überhaupt der Tod, dieses Auslöschen . . . ganz fort sein — und nun der Tod; ich schlafe drei Wochen nicht . . . Sagen Sie mir, wie ist es gekommen?“

„Sollten Sie das nicht am besten wissen?“

„Ich?“ Das Tuch sank in ihren Schooß. „Ich? was soll? . . . Ich?“

Er klopfte ein Stübchen von seinem Rockärmel und sagte, ohne sie anzusehen: „Nicht Jeder ist so ruhig wie — ich es war.“

„Wie Sie? Sie meinen? . . . Oh! . . .“ Eine dunkle Blutwelle schoß in ihr Gesicht. „Das . . . oh, das ist schlecht von Ihnen, die Vergangenheit soll tott sein . . . Sie gaben Ihr Wort.“

„Und ich habe es gehalten . . . aber . . . aber . . . wenn nun die Totten wieder lebendig werden? Und sie sind lebendig geworden, Kläre. Alle sind sie wieder lebendig geworden. Mit ihren leeren Augen stehen sie um mich herum und glozen mich an. Kläre . . .“ Er trat auf sie zu und sagte ihren Arm, sein Athem ging schwer und keuchend:

„Kläre, Sie hießen mich wiederkommen damals . . . ich hab' es gethan! . . . Keiner hat geahnt, was zwischen uns war. Sie haben mich einen Narren genannt, ich habe weiter an Ihrem Tisch gefessen. Mit blutigem Hohn habe ich mein Ich vor mir selber in den Staub gerissen, weil es noch immer nicht frei kam aus Ihren Banden. Jetzt aber der Knabe . . . Knabe, wie ich es war, und das alte Spiel, das Spiel . . . das ich kannte . . . Kläre, ein

Wort . . . nur ein einziges! Der stille Todte . . . hat er, Kläre, hat er auch vor Ihnen gestanden, wie . . . ich einmal vor Ihnen stand? Sagen Sie nein! . . . Können Sie nein sagen, Kläre?“

„Ich . . . ich . . . ich weiß nicht . . . Ich verstehe Sie nicht . . . Was wollen Sie denn? Ich . . . ich habe ihn doch nicht getödtet!“ Sie versuchte sich frei zu machen.

„Können Sie nein sagen?“ Seine Stimme wurde laut, beinahe schreiend, wie glühende Kohlen bohrten sich seine Augen in die ihren.

„Ich . . . ich . . . Lassen Sie mich los . . . Ich . . . Sie thun mir weh! Sparmann! . . . Sind Sie wahnsinnig?“

„Wahnsinnig? . . . Jawohl, wahnsinnig . . .“ er schauderte sie von sich wie ein ekles Gewürm, „wahnsinnig, wie damals, als ich an Ihre Liebe glaubte, wahnsinnig wie der Knabe da drin! Weib!“ seine Hände ballten sich zu Fäusten, „Weib, Du hast uns gehegt, bis wir toll wurden, bis wir nichts mehr sahen und fühlten als Dich allein — um uns dann als Narren von Dir zu stoßen . . . Weib, wenn Du wärst, wie Du Dich zeigst — man könnte Dir verzeihen. Aber es ist nichts echt an Dir als die Eitelkeit, man muß Dich verachten. Du . . .“

Seine Stimme verlor sich in einem unartikulierten Laut, er griff nach dem Tisch, als brauche er einen Halt. Erst allmählig gewann er seine Selbstbeherrschung wieder. Er trat zu ihr, und mit einer Ruhe, die unnatürlich war, sagte er: „Mag Ihr Gatte jetzt davon denken, was er will, ich breche mein Wort, ich komme niemals wieder . . .“

Sie ließ ihn gehen. Ohne sich zu rühren, lag sie zusammengekauert in ihrem Sessel. In ihrer Seele war nichts als eine große Furcht, die Furcht, daß man ihn hören könne, daß es zum Skandal kam, einem Skandal, der sie kompromittierte.

Die Dämmerung kam, und sie lag noch immer so.

Dann dachte sie an Fedor Russell. Sie machte sich keine Vorwürfe, eher empfand sie etwas wie Stolz. Es war doch hübsch gewesen, daß er ihr seine Liebe weihte, diese erste, junge, unverbrauchte Knabenliebe — ihr, der beinahe vierzigjährigen Frau. Nun war er todt. Oder war er nicht todt? Lebte er weiter? Sie schauderte zusammen. Die Mystik, die ihr so oft zum Spiele gedient, froch langsam heran und krallte sich fest in ihren Sinnen. Sie glaubte Gestalten zu sehen, starre Augen, die ihr aus dem Dunkel zuwinkten, weiße Gewänder, die an ihr vorüber huschten, und jetzt Schritte, Schritte, die langsam näher kamen, schwere, müde, sorgenvolle Schritte . . . Einbildung! Sie hob den Kopf und versuchte zu lachen; aber — die Schritte blieben, sie tappten sich weiter, den Korridor entlang. Eine Thür klappte, die Thür zu ihres Mannes Zimmer. Mit einem jähen Ruck stand sie auf den Füßen: Ihr Mann? Was wollte der hier, jetzt? In der stärksten Geschäftszeit? . . . Wie eine dumpfe Angst stieg es plötzlich in ihr auf, einen Moment noch stand sie lauschend, dann slog sie nach der Thür, nach seinem Zimmer.

Er war es wirklich. Er sah vor seinem Schreibtisch, mit dem Rücken ihr zugewendet. Die kleine grüne Arbeitslampe beleuchtete seine breitschultrige, gebeugte Gestalt. Vor ihm lag ein Haufen Papiere und neben ihm . . . da auf dem Schreibtisch . . . zu seiner Rechten . . . Er griff darnach . . . „Karl! . . . Ka—rl —!“ Mit einem Schritt war sie an seiner Seite, riß sie den Revolver aus seiner Hand. „Karl — was! . . . Was ist geschehen?“

„Du . . . Du . . .!“ Er starrte sie an wie eine Erscheinung, nach und nach erst flackerte in seinen irre blickenden Augen ein Licht des Verstehens auf, ein Begreifen, daß sie es war, die da vor ihm stand. Er schwannte und sank in den breiten Armstuhl zurück, aus dem er sich schwerfällig erhoben hatte. Ein dumpfes Schluchzen würgte in seiner Kehle, zerrissene Worte, unverständlich fast, ohne jeden Zusammenhang: „Ersparen wollen . . . Schlimmstes . . . verloren . . . Alles . . . verloren . . . vorbei . . .“

„Was ist vorbei?“ Sie rüttelte seine Schulter. „Was soll vorbei sein? Rede doch mir! Sprich! Du bist krank? Nein? Hast Deine Stelle verloren? Schlimmeres? . . . Nein, aber rede doch! Rede!“

Er richtete sich auf unter ihren Worten. Seine Augen suchten die ihren, hilflos wie der Blick des Ertrinkenden und doch mit dem milden Ausdruck des Hoffnungslosen . . . Und dann, nach einer langen Pause, — einer Pause, in der man nichts hörte als den Wind, der draußen im Garten durch die Bäume fuhr — sagte er, und seine Stimme klang fast brutal in ihrer knappen, schneidenden Deutlichkeit: „Ich habe siebentaufend Mark unterschlagen.“

„Du? . . .“ Sie stand auf Sekunden regungslos, dann packte sie seinen Arm: „Du . . . Du hättest . . . Nein, unmöglich! Es ist nicht wahr! Kann ja garnicht wahr sein . . . Du fieberst! . . . Doch? O Du . . . und das mir? . . . das mir?! . . .“

Mit einem Behlaut fing er sie in seinen Armen auf und ließ sie auf das Sopha niedergleiten: „Kläre! . . . mein . . . mein armes . . . Weib! . . . Kläre!“ Er sank an ihrer Seite auf die Knie und tastete nach ihrer Hand. „Kläre, Verzeihung! Verdamme mich nicht, Kläre! Wahnsinnig war ich, toll . . . ich . . . aber ich hab' nicht gewußt, woher nehmen, die schrecklichen Nächte . . . die . . . schrecklichen . . . Eins zum Anderen . . . Deine Reife . . . und die vielen Thränen . . . Deine Thränen . . . Ich konnte Dich nicht weinen sehen, Kläre, ich . . . Aus Liebe zu Dir . . . ach, nur aus Liebe zu . . .“

„Vorwürfe?“ Sie sprang auf und stieß ihn von sich; ihre Augen sprühten. „Vorwürfe auch noch und mir? . . . Mir? . . . Ich . . .?“

„Kläre!“ Er eilte auf sie zu — sie wich zurück.

„Rühr' mich nicht an . . . Du . . . Du . . . Erbärmlich hast Du gehandelt. Gemein und erbärmlich! Und mir möchtest Du die Schuld aufhalsen? Hab' ich verlangt, daß Du zum Diebe wurdest . . . zum Diebe . . .“

„Ach!“ Er taumelte zurück, als hätte man ihn geschlagen; sein großer, starker Körper schwankte, er brach zusammen wie ein hilfloses Kind. Hart und schwer schlug sein Kopf auf die Tischplatte.

Sie trat an seine Seite: „Und was soll nun werden?“

Er antwortete nicht, nur ein unverständliches Stöhnen rang sich aus seiner Brust. Sie stampfte mit dem Fuß auf, ihr ganzer Körper bebte: „Und was soll nun werden? Sage nicht und jammere. Ueberlege!“

Er hob langsam den Kopf, völlig willenlos: „Ich weiß es nicht.“

„Natürlich nicht . . .“ sie lachte hart auf und dann ihre Stimme zum Flüstern dämpfend: „Es ist noch nicht entdeckt? Nein?“

„Doch . . . seit heute Mittag.“ Er sagte es, ohne sie anzusehen.

Sie schrie wieder auf: „Und sie . . . sie . . . haben Dich angezeigt?“

„Nein.“ Er richtete sich vollends auf. Todtenstarre lag auf seinem Gesicht: „Nein, noch nicht . . . Ich soll erst ersezen — in drei Tagen.“

„Ach . . . und Du kannst nicht?“ Sie gewahrte sein Achselzucken. „Du mußt können! Du mußt das Geld beschaffen! Du bist es mir schuldig! Mir, hörst Du?“

„Ja,“ er stand auf, schwerfällig stützte er sich auf den Tisch, — „wenn wir Alles verkaufen, die Kunstsachen, das Silber, den Teppich . . . Viertausend kommen heraus, und den Rest . . . vielleicht abzahlen . . . ich kann Agenturgehäfte machen . . . wir ziehen nach Berlin . . . billige Wohnung . . .“

„Nie! Niemals!“ Sie trat vor ihn hin. „Das wagst Du mir auch noch zuzumuthen? Unser Haus auflösen? Zum Gespött werden? Damit sie Alle fragen, warum? Vielleicht . . . vermuthen, ahnen . . . Nein . . . nein, niemals!“ Sie zupfte nervös an der Tischdecke. „Es muß einen anderen Ausweg geben. Keiner darf etwas ahnen . . . oder es ist mein Tod . . . Ah! Ich hab' etwas!“ Ihr Gesicht strahlte auf. „Weißt Du, Cure Faktorei in Afrika . . . Ihr suchtet einen Geschäftsführer, bekam aber keinen . . .“

„Ja?“ Er merkte auf, verstand sie aber noch nicht.

„Du mußt hin,“ — sie beachtete sein Auffahren nicht, — „ja, Du mußt hin! . . . Du verstehst es, und

es giebt ein gutes Gehalt da unten, das dreifache von Deinem. Wenn sie Dir die Hälfte abziehen, ist — in drei Jahren Alles erledigt und hier kann trotzdem Alles bleiben wie es ist. Du mußt hin . . .“

„Und Du, Kläre?“ — er nahm ihre Hand, es war, als sei er bei ihren Worten plötzlich wieder zum Leben erwacht, seine Augen glühten — „Du, Kläre, Du würdest mich ruhig gehen lassen in . . . die Fiebergegend?“

„Als ob man daran denken darf!“ — sie machte sich los, — „als ob hier nicht mehr auf dem Spiel steht! Denke an meine Ehre! Ich will meine Stellung in der Gesellschaft behalten, ich habe Dich nicht geheiratet, um mich von Dir um meinen guten Namen bringen zu lassen. Du darfst mich nicht opfern für Deine Schuld . . .“

„Und wenn mich die Chefs nicht hingehen lassen?“
„D, sie lassen Dich . . . Ich will selbst für Dich bitten, gleich morgen früh. Ja, ich will auch noch diese Demüthigung auf mich nehmen, ich will noch Deine Hülsprecherin sein.“ Sie ließ sich wie in tiefer Erschöpfung in einen Sessel fallen.

Er trat vor sie hin: „Und ich soll Dich entbehren — nicht mehr sehen für . . . drei ganze Jahre?“

Sie zuckte die Achseln: „Nimm es als Deine Strafe. Du . . . Du wirst doch einsehen, eine Strafe muß sein!“

Er sah sie an, wie sie da vor ihm saß, blühend und frisch und beinah' ohne ein Anzeichen, daß eben ein Wetter, das schwerste Wetter ihres und seines Lebens, über ihrem Haupt dahin gezogen. Er sah sie an und wandte sich ab. Und während er den Revolver in den Schreibtischkasten zurücklegte, sagte er mit seltsam ruhiger Stimme: „Die Strafe werde ich jetzt zu tragen wissen.“

* * *

Die Chefs wollten nicht, entschieden nicht. Sie waren zu entriistet. Es war auch geradezu empörend! Zwanzig Jahre des höchsten Vertrauens und nun diese schmachvolle Treulosigkeit! Nein, es blieb bei dem, was abgemacht war: in drei Tagen das Geld zurück — oder . . .

Sie begann zu weinen. O, sie sollten doch nur Rücksicht nehmen, sie bäte kniefällig darum. Das Geld war nicht zu beschaffen, nicht mal ein Bruchtheil. Sie wollte ihn nicht entschuldigen, gewiß nicht; sie hatte gar keine Worte für seine That, aber wenn sie es machten, wie sie das Alles ausgedacht, ging es vortrefflich. Einen Prokuristen für Berlin bekamen sie jede Stunde, dort hinunter aber wollte Niemand gehen. Trotz des großen Gehalts ging Keiner in die Malariagegend . . .

Ob sie denn nicht wenigstens wußte, wo er das

Geld gelassen habe, es war ganz unfasbar bei dem hohen Einkommen.

Nein, sie wußte es nicht, keine Ahnung hatte sie davon; wenn sie etwas gemerkt hätte, sie wäre ja sofort dagegen eingeschritten. O, ob sie denn nun nicht Mitleid haben wollten? Sie war doch eine anständige Frau, hatte immer auf Ehre und Rechlichkeit gehalten und nun sollte sie so dastehen, so . . . Nein, die Schande überlebte sie nicht . . .

Sie weinte herzbrechend verzweifelt, sie warf sich vor dem alten Borman auf die Knie und küßte seine Hand.

Und der alte Borman willigte ein.

Mit einem Dankescheln auf dem verweinten Gesicht verließ sie das Comptoir.

Vom Fenster sahen die beiden Chefs ihr nach. Sie sah gut aus, wie sie so durch den klaren Herbstsonnenschein hinschritt, eine herrliche Figur in dem schmucklosen schwarzen Kaschmirkleid. Der alte Borman schüttelte den Kopf: „So eine Frau haben! So eine Frau . . . Und dann solche Streiche machen! So einem Prachtweib das anthun! Unglaublich . . . unglaublich! . . . Wolte ihn eigentlich doch noch ranbringen, aber man muß ihm die Hand bieten. Ja, man muß ihm noch einmal aufhelfen . . . um seiner Frau willen!“ —



Diese Zeit!

**Diese Zeit ist stark und ehern.
Schuldlos büßt die Stirn der Noth.
Aber in Millionen Sehern
Flammt es seltsam morgenroth.**

**Dumpfe Herzen, dunkle Binden
Der Gewalt vor Blick und Geist,
Packt's in wirrem Vorempfinden,
Das auf sich're Pfade weist.**

**Ungekannnte Saatenkeime
Schießen risch zu Rehren auf,
Kräfte, wunderbar geheime,
Schüttelnd in den Verdelauf.**

**Irr und blind am lichten Tage,
Wandelt Nacht in Ohnmacht sich:
Schon im Angelpunkt der Waage
Webt das Bänglein nah dem Strich.**

**Seher worden sind die Blinden,
All' die Wüßer ohne Schuld . . .
Beißbeschwingt zum Begefinden,
Stürmisch drängt die Ungeduld.**

Franz Diederich.

In der Manarde. Hoch über der Stadt, mit dem Blick auf das Häusermeer und den Sternenhimmel, liegt die „Bude“, in der die jungen Künstler an den langen Winterabenden zusammenkommen. Es ist nicht gerade wohnlich bei dem Fremde da oben, die schräge Dachwand drückt, in den engen Wänden kommt man sich wie gepreßt vor, und nur das Nothwendigste, ein Tisch, ein paar Stühle, ein Koffer noch aus der Studentenzeit her, füllt den Raum, aber die jungen Burchen fühlen sich nicht bedrängt. Ihre Brust ist geschwellt von stolzen Plänen und freudigen Hoffnungen, und was sie suchen: innigen Austausch der Ideen mit gleichgestimmten Freunden, das finden sie hier oben. Erregte Diskussionen schwirren dann durch den Raum, in denen Jeder frei heraus sagt, wie's ihm um's Herz ist. Und wenn die Redeschlacht geschlagen und die Seele frei geworden, dann holt der Freund seine Gitarre hervor und singt, und zu dem Gesang und dem Klappern summt der Theeessel sein leises Lied. Und sie Alle überlassen sich den Träumereien, die ihnen durch die Seele ziehen. —

Die Eisenerzeugung im Hochofen schildert Gustav Koepper in seinem vor Kurzem erschienenen Buche „In Plutos Reich“ (Verein der Bücherfreunde [Alfred Schall], Berlin). Die Einrichtung eines Hochofens ist

folgende: Das zylindrische, eisenumgürtete Gebäude besitzt einen konischen Innenraum, dessen enge obere Oeffnung Gicht genannt wird. Stellen wir uns auf den Gichtaufzug, der die Materialien zur Beschickung des Ofens in die Höhe befördert, und lassen uns von ihm hinaustragen; behutsam an den Rand des jetzt flammenleeren Abgrundes tretend, sehen wir die Oeffnung weiter nach unten zu breiter und breiter werden — das ist die Rast. Und endlich schließt der Schlund sich fast jäh wieder zu einem zylindrischen Kanal zusammen: das ist das Gestell.

Man schiebt man mit dem Aufzuge Wagen um Wagen zu uns empor; zunächst Stoks in großer Menge, so daß der Boden in hoher Schicht damit bedeckt ist, dann folgen Eisenerze und Kalkstein, die innig gemengt sich über die Stokschicht ausbreiten, und so wechselt es ab, bis der Schacht in seiner ganzen Höhe gefüllt ist. Inzwischen hat man unten angezündet und das Gebläse in Gang gebracht — der Ofen ist angeblasen und der Betrieb nun ein kontinuierlicher, bis eine Reparatur oder Mangel an Arbeit das Ausblasen des Hochofens bedingt.

Steigen wir von unserer hohen Warte hinab und treten vor das Gestell des Ofens, so finden wir es mit einer tosenden Gluth erfüllt. Schon geht die Reduktion der Erze vor sich, und im Eisenkasten, dem untersten Theile des Gestells, beginnt sich das flüssige Metall anzusammeln. Ununterbrochen schleudert das Gebläse kolossale Luftmengen in den Winderhitzungsapparat, der sie auf eine Temperatur von mehreren hundert Grad bringt und durch eine konische Oeffnung mit Vehemenz in den glühenden Stok preßt.

Der Wind resp. die atmosphärische Luft nimmt sogar der Masse nach die erste Stelle beim Hochofenprozeß ein. Wenn wir annehmen, daß ein Hochofen im Tage 160 Tonnen Rotheisen liefert, was der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen wird, so gehören hierzu: 480 Tonnen Erz und Zuschlag, 145 Tonnen Koks und 759 Tonnen Luft! Diese 759 Tonnen hat also das Gebläse zu liefern, wenn der ganze Apparat funktionieren soll. Weiter sind erforderlich, wenn wir die Erze auf einen durchschnittlichen Gehalt von 50 Prozent berechnen, 160 Tonnen Zuschlag. Unter Zuschlag versteht man ein Mineral, das geeignet ist, mit dem Verbrennungsrückstand des Stoks eine flüssige Schlacke zu erzeugen. Man nimmt fast ausschließlich zu diesem Zweck Kalkstein. In welsch ungeheuren Quantitäten dieser von unseren Hütten verschlungen wird, kann dem Naturfreund nicht besser, aber auch nicht brutaler demonstrieren werden, als wenn er die Gegend von Letmathe oder auch das Hönnetal durchwandert: hier blickt man ganze Berge ab, hier gleiten riesige, soeben losgesprengte Kalksteinblöcke schollend thalwärts, und bald wird man an Stelle der bewaldeten Höhen nur traurige Klüfte bemerken. Und diese Berge wandern zum größten Theil in den unerfäßlichen Schlund der Hochofen; denn zu Kalk für Bauwerke wird nur ein verhältnißmäßig geringes Quantum gebrannt.

Diese Massen nun, die Eisenerze und der Kalkstein, rutschen allmählig von der Gicht aus abwärts. Von den abziehenden Gasen getrocknet und vorgewärmt, gelangen sie in den untersten Theil der Rast, und hier schon unter-

liegt das Eisenerz (Eisenoxyd) einer chemischen Veränderung. Es verwandelt sich unter dem Einfluß des aufströmenden Kohlenoxyds in Eisenoxydorydul und wird, je tiefer es kommt, desto mehr in reines Eisen übergeführt; dabei tritt jedoch an die Stelle des Sauerstoffs ein anderes Element: der Kohlenstoff. Durch diese Mischung erst entsteht das leichtflüssige Rotheisen, das nun zugleich mit der Schlacke abwärts tropft und sich im Eisenkasten ansammelt. In dieser Schicht legt sich dabei die Schlacke über das Eisen und verhindert seine abermalige Oxydation.

Hat sich genug Eisen angesammelt, so beginnt man mit dem Abstich, indem man zunächst die Schlacken abfließen läßt. Gewöhnlich geschieht dies in eisernen Stauwägen, die das flüssige Gestein entweder sogleich auf die Schlackenhalde abstürzen, oder die Blöcke nach dem Erkalten erst weiter transportieren. Die Verwerthung der Schlacke nimmt neuerdings immer größere Dimensionen an. Man gewinnt aus der Schlacke die granulirte Schlacke oder den Schlackenand, der für die Pflasterherstellung unentbehrlich geworden ist, weil er den Mörtel locker und luftdurchlässig macht, die Schlackenwolle, die wegen ihrer geringen Leitungsfähigkeit als Wärme- und Kälteschutzmittel zur Bekleidung von Dampfröhren, Kesseln u. s. w. sehr geeignet ist, endlich Pflastersteine, die sehr glatt sind und ein fast geräuschloses Pflaster ergeben.

Und nun kommt das Eisen in breitem Strome hervorgesprudelt. Schon vorher hat man in den Sand vor dem Hochofen längliche Vertiefungen gemacht, und in diese ergießt sich nun das Eisen von jener Höhe an Eisenkasten aus, die man Maffelgraben nennt. Nach dem Erkalten wird das Eisen in barrenförmigen Stücken von rauher, schmutziger Oberfläche, Masseln, ausgehoben und kommt so in den Handel oder wird einem anderen Betriebe zur weiteren Verarbeitung zugewiesen. —

Nicht Alles ist an Eins gebunden;
Seid nur nicht mit Euch selbst im Streit!
Mit Liebe endigt man, was man erfinden,
Was man gelernt, mit Sicherheit.

Glücklich ist, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Haß verschlingt.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort;
Verein' und leite! Besser' Fort.

Goethe

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!